

Zeitschrift: Pestalozzi-Kalender
Herausgeber: Pro Juventute
Band: 70 (1977)

Artikel: China
Autor: Bernhard, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-990311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

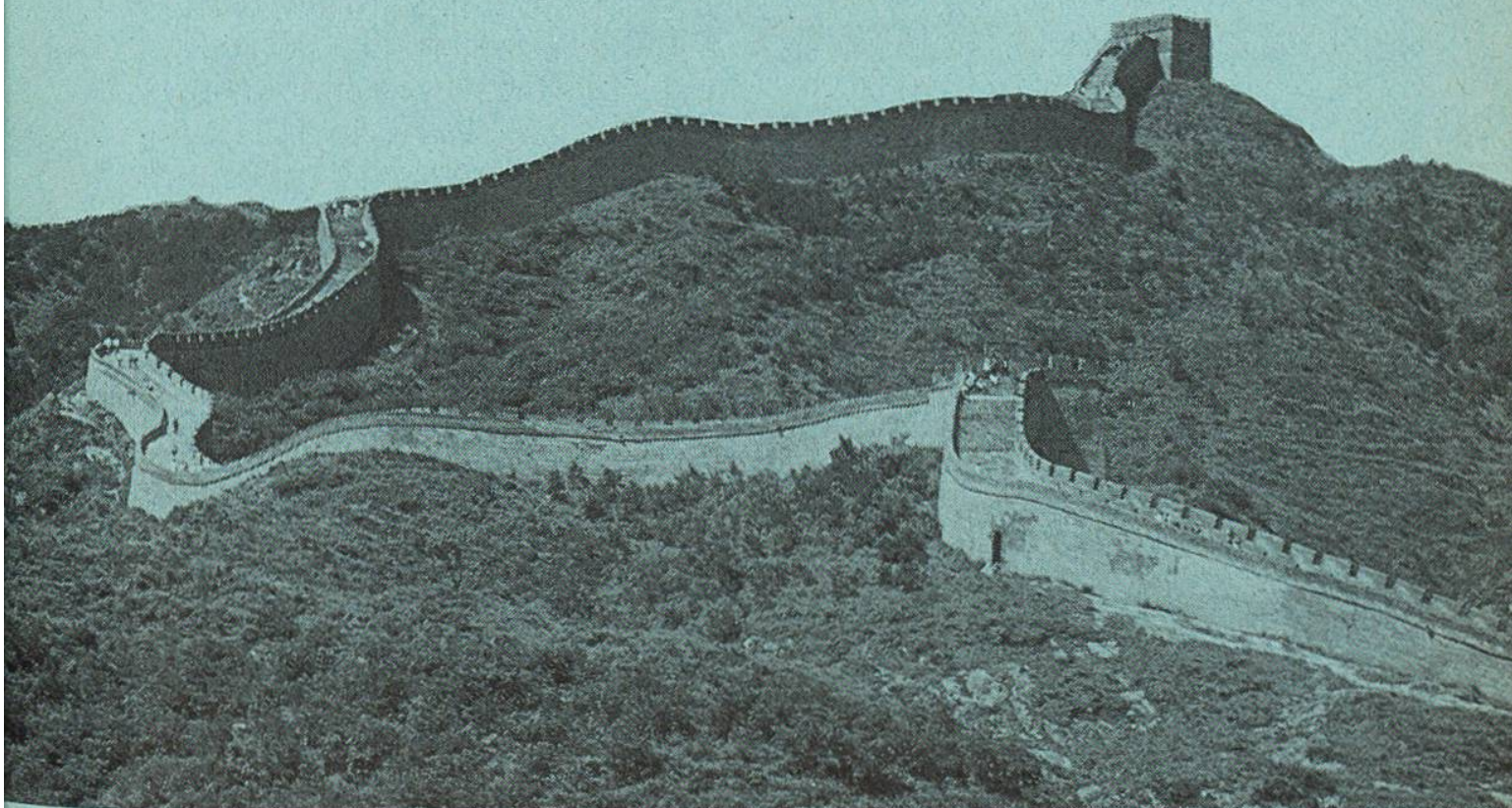
Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

China

Die Grosse oder Chinesische Mauer ist das grösste Bauwerk aller Zeiten und ist heute noch vom Mond aus erkennbar. Ihre Anlage geht auf das dritte vorchristliche Jahrhundert zurück und diente als Schutz gegen die kriegerischen Nomaden im Norden. Sie reicht vom Golf von Liautung im

Osten bis ins Nanshan-Gebirge im Quellgebiet des Hwangho. Die Chinesen bezeichnen sie als Wanlitschangtscheng, das heisst Wall von 10000 Li. Das sind etwa 5000 Kilometer (Strecke Zürich bis zum Balchaschsee in Sibirien).





Besuch in der Landeshauptstadt

Erst seit der kommunistischen Macht-
ergreifung ist Peking zu neuem bauli-
chem Leben erwacht. Altes wurde nie-
dergerissen, viel Neues geschaffen.

Bahnhof in Peking

Zu den modernen Grossbauten gehört
auch der Bahnhof. Als Anlage einer
Siebenmillionenstadt würde er uns
zwar enttäuschen, denn er besitzt nur
sieben Geleiseanlagen und wenig mo-
derne Einrichtungen. Aber in China ist
der Warenaustausch und damit auch
der Bahnverkehr noch relativ klein.
Dafür verkehren die Züge fast immer
auf die Minute genau. Und noch auf
etwas sind die Chinesen mit Recht
stolz: Die ganze Rohanlage des Bahn-
hofes wurde mit einem Grosseinsatz
von Menschen in der Rekordzeit von
sieben Monaten erstellt! Überlebens-
grosse Abbildungen von Mao Tse-
tung, auch als Statuen und Büsten,
trifft man im ganzen Lande an. Die
Uhren von Peking gehen gegenüber
unserer Zeit um sieben Stunden vor.



Tien an Men (Tor des himmlischen Friedens)

Das unbestrittene Prunkstück von Peking war seit eh und je die Kaiserstadt mit der Verbotenen Stadt. Die erste Anlage wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts durch den Mongolenkaiser Kublai Khan errichtet. Unter den folgenden Dynastien der Ming und Mandschu erhielt sie ihr heutiges Aussehen. Die Stadt wurde mit massiven Ziegelmauern umgeben. 23,6 Kilometer lang, 13,5 Meter hoch und so breit, dass zwölf Reiter nebeneinander Platz fanden. Prächtige Tore

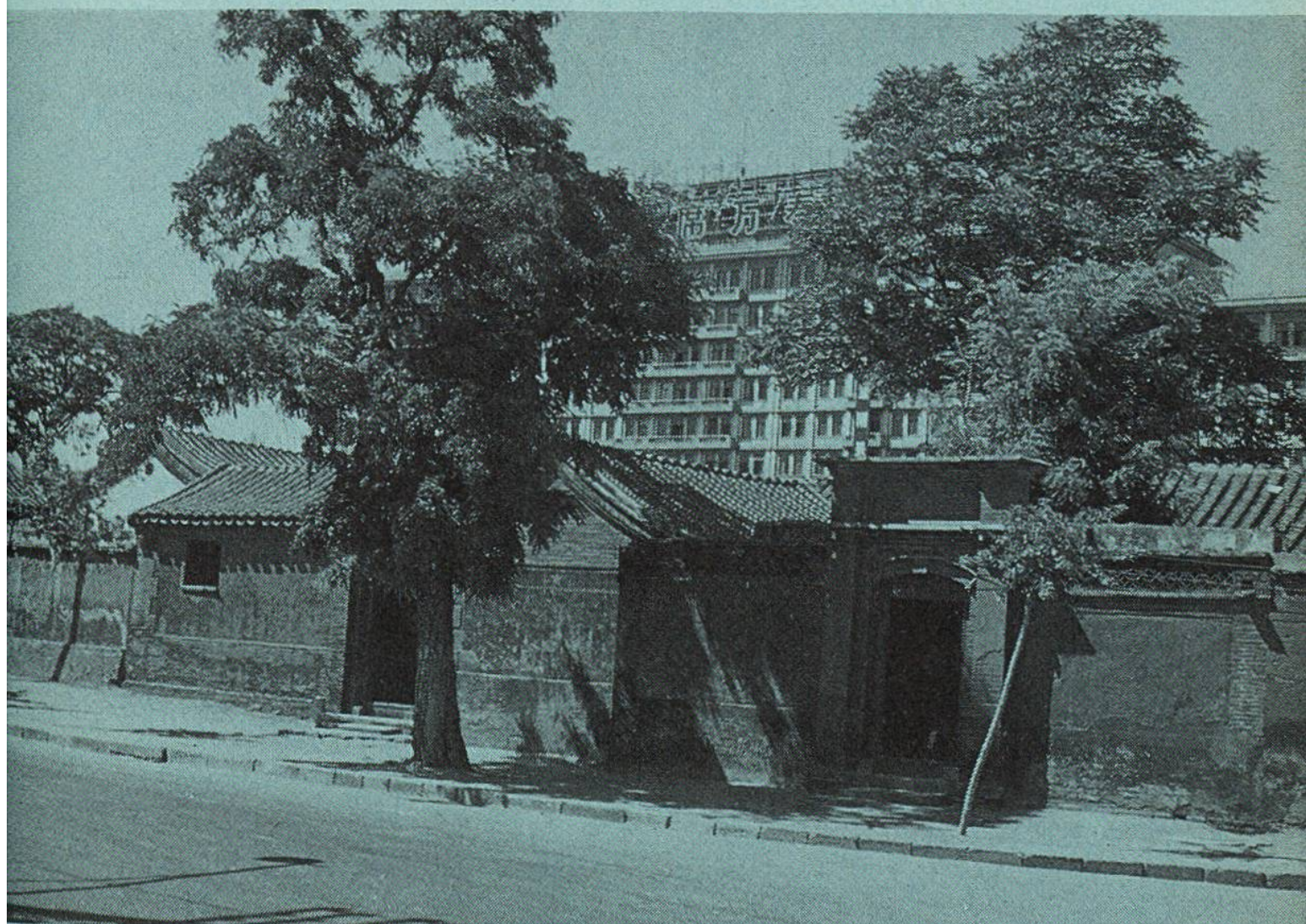
ermöglichten die Durchgänge. Das Tien an Men, das heisst Tor des himmlischen Friedens, auf der Südseite der Anlage ist das grösste und schönste von allen. Vor ihm weitet sich die 50 Meter breite Tschangan Avenue zu einem Platz, der bis zu einer Million Leute aufnehmen kann und wo sich täglich viele in- und ausländische Besucher einfinden. Am 1. Oktober 1949 verkündete Mao Tse-tung vom Balkon des Tien an Men aus die Volksrepublik China.



Im Kaiserpalast

Wer das Tien an Men passiert hat, kommt durch ein weiteres Tor in den Kaiserpalast oder in die Verbotene Stadt. Hier hatten nur Regierungs- und Hofbeamte Zutritt. Schöne Marmortreppen mit Reliefs verbinden die einzelnen Paläste miteinander. Ein samtartiges Purpurrot bildet die Grundfarbe aller Gebäude. Da sie mit Ausnahme der Bedachung aus Holz gebaut sind, musste man sie gegen Feuer schützen. Dazu dienten die grossen vergoldeten Blumentöpfe, einst mit Wasser gefüllte Behälter, die überall anzutreffen sind. Figuren in

der Gestalt von Fabeltieren – hier der Löwe als Sinnbild von Mut und Stärke – zieren Höfe, Tempelgänge und Gartenanlagen. Während der sogenannten Kulturrevolution (1966–1969), in der viel wertvolles Gut zerstört wurde, blieb die Kaiserstadt dank militärischer Bewachung zum grössten Teil verschont. Seither ist sie unter fachmännischer Leitung schon weitgehend restauriert worden. Sie ist seit der kommunistischen Machtergreifung für jedermann zugänglich.



Peking – alt und neu

Die Kaiserstadt duckte sich hinter die umgebenden Mauern als Schutz vor den bösen Geistern. Und da kein anderer höher als der Kaiser bauen durfte, blieb auch die übrige Stadt, ganz im Gegensatz zu europäischen und amerikanischen Vorbildern, ohne Hochhäuser oder gar Wolkenkratzer. Erst die neuen Machthaber erwiesen sich als Baumeister grossen Stils. Nicht nur Fabriken, Hotels und Schulen, sondern auch grosse, relativ moderne Wohnblocks kennzeichnen das neue Peking. Da aber nicht alles von heute auf morgen verändert werden

kann, mischen sich Neubauten mit armseligen Unterkünften fast überall in bunter Folge.

Unter der Landeshauptstadt ist seit 1969 ein Tunnelsystem angelegt worden mit Licht, Wasser, Toiletten, Telefon, Lautsprecheranlage, Notstromversorgung, Sanitätsstationen, Lebensmitteldeponien usw. In kürzester Zeit sollen im Kriegsfall etwa 80% der Stadtbevölkerung durch viele Eingänge, die sich in Geschäftshäusern, Schulen und Wohnblocks befinden, im Untergrund verschwinden können.

Die Grosse Mauer

Die Grosse Mauer, so wie sie uns heute entgegentritt und erst ihren eigentlichen Namen verdient (früher war an ihrer Stelle nur ein Erdwall), wurde durch die Kaiser der Ming-Dynastie in der Zeit zwischen 1350 und 1500 erbaut. Mit einem riesigen Aufwand an Menschen und Material wurde erneut eine Festung gegen die Mongolen errichtet. Zwischen zwei Aussenwänden aus Granit oder anderen Hausteinen, und wenn nicht vorhanden, aus gebrannten Backsteinen, wurde Erdreich eingestampft. Im Mittel ist die Mauer 6 bis 12 Meter hoch, unten etwa 10 Meter breit, oben bis auf 5 Meter verschmälert, so dass zwei Kampfwagen nebeneinander Platz hatten. Im unwegigen Gelände diente diese Festung auch als Verkehrsweg. Nach aussen, oder ganz allgemein auf der Nordseite, war die Mauer mit einer Brüstung versehen. Heute ist dieses riesige Bauwerk an vielen Stellen bis zur Unkenntlichkeit zerfallen. 70 Kilometer nördlich von Peking hat man die Anlage auf beiden Seiten der Strasse zum Nankaupass bis auf die Vorhöfen für einen kommenden Tourismus glänzend restauriert. Viele bekannte Staatsmänner und auch andere Sterbliche haben sie bereits «erstiegen». Die Anlage ist zum Teil sehr steil angelegt, und die glitschige Backsteinstrasse ist nicht leicht zu begehen. Erst wer die Grosse Mauer erstiegen hat, wird, nach Mao Tse-tung, zu einem richtigen Mann.



Landwirtschaft nach chinesischer Art

Nach russischem Vorbild wurden auch in China die Bauern in Volkskommunen zusammengefasst. Diese erleichtern Planung, Organisation und den Betrieb im agrarischen Sektor.

Reisterrassen

Wichtigstes Nahrungsmittel ist der Reis, der vor allem im südlichen Landesteil in zwei bis drei Ernten pro Jahr gewonnen wird. Dies aber nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung. Damit das Wasser nicht abfließt, müssen die Felder genau planiert werden, vor allem an den Gebirgshängen, wo sich eine Terrasse über die andere erhebt. Diese sind nach Form, Grösse und Aussehen ganz verschieden und immer dem Gelände angepasst. Die Chinesen sind, wie auch die Japaner und einige Völker Südostasiens, Meister in der Anlage solcher Reisfelder. Ohne jegliche Erosionsgefahr rinnt das Wasser von der höheren in die nächstuntere Reisterrasse. Auf diese Weise ist es möglich, das Anbauland von der Ebene aus in die Gebirgshänge ganz wesentlich zu vergrössern.



Büffel beim Reisbau

Was wäre der chinesische Bauer ohne seinen Wasserbüffel! Der Büffel ist der eigentliche Schwerarbeiter Chinas und leistet vor allem beim Reisbau hervorragende Dienste. Kaum ist ein Reisfeld abgeerntet, wird es wieder bewässert und dann umgepflügt. Nachher muss der Boden noch ausgeebnet werden. Dies geschieht mit Hilfe einer Egge. Das ist eine massive Holzkonstruktion, deren Rechen tief ins weiche Erdreich greifen. Die Arbeit in diesem morastigen Boden ist für Mann und Büffel sehr anstrengend, und ihre vielen Arbeitspausen

sind deshalb verständlich. Hinzu kommt die grosse Wärme im Sommer, die während Tagen bis über 40 Grad Celsius betragen kann, und dies bei grosser Luftfeuchtigkeit. Kein Wunder, dass sich der Mann durch einen mächtigen Hut aus Reisstroh gegen die starke Bestrahlung schützt. Der Büffel wird hin und wieder mit Wasser bespritzt oder darf sich in den Arbeitspausen ein wohliges Bad gönnen. In absehbarer Zeit werden auch hier Maschinen diese schwere Arbeit übernehmen.



Reis setzen

Wer kennt nicht diese typischen Bilder von Frauen und Männern, die knöcheltief im Wasser stehen und mit unglaublicher Fertigkeit die Reispflänzchen in den Boden setzen! Doch nun aber schön der Reihe nach: In sogenannten Saatbeeten wird der Reis sehr dicht ausgesät. Nach 25 bis 50 Tagen, wenn die Schösslinge etwa 20 Zentimeter hoch sind, werden sie herausgezogen (das geht natürlich nur bei Sumpfreis), gebündelt und gleichmässig über die zu bepflanzen den Felder verteilt. Dann stellen sich die zu dieser Arbeit abkommandierten

Kommunemitglieder bei grösseren Feldern in langen Reihen auf, lösen die Bündel und setzen mit einem flinken Druck drei bis sechs Schösslinge in Abständen von 10 bis 30 Zentimetern in den Boden. Damit nachher die Pflanzen schön in Reih und Glied stehen und viel Luft und Sonne erhalten, wird eine Schnur gespannt und der Boden mit Hilfe eines speziellen Rollers mit den notwendigen Pflanzenlöchern versehen.



Wassertreter

Der Reis braucht viel Wasser, nicht nur zur Vorbereitung des Feldes, sondern auch während der Wachstumsperiode. An terrassierten Gebirgshängen ist das kein Problem. Aber in der Ebene muss das Wasser künstlich zugeführt werden, meist aus tiefer gelegenen Flüssen und Seen. Das chinesische Wasserrad schöpft selbsttätig das Wasser auf die Felder. Viel verbreiteter sind aber die Wassertreter. In mühseliger und sicher auch langweiliger Fussarbeit betreiben sie eine schwerfällige Holzkonstruktion, die das Wasser um 1 bis 2 Meter hebt.

Und das alles für etwa 2 bis 3 Franken im Tag. Ihre einzige Arbeitshilfe ist eine Querstange, auf die sie sich stützen können. Immer mehr springen mechanische Bewässerungshilfen in die Lücke: kleinere und auch grössere elektrische Wasserpumpen und sogar Kanäle, die das notwendige Wasser von weit her zuleiten.



Dreschmaschine

Nach 100 bis 150 Tagen, je nach Sorte und Klima, kann der Reis nach intensiver Betreuung geerntet werden. Von kräftigen Männern wird er mit der Sichel geschnitten und meist gleich anschliessend gedroschen. Früher wurden die Reisgarben auf speziellen Dreschplätzen mit Dreschflegeln weiterbearbeitet oder die Reiskörner durch die Hufe der Wasserbüffel ausgetreten. Heute werden immer mehr – und bereits in grosser Zahl – kleine, mobile Dreschmaschinen direkt auf den abgeernteten Feldern eingesetzt. Dadurch gehen viel

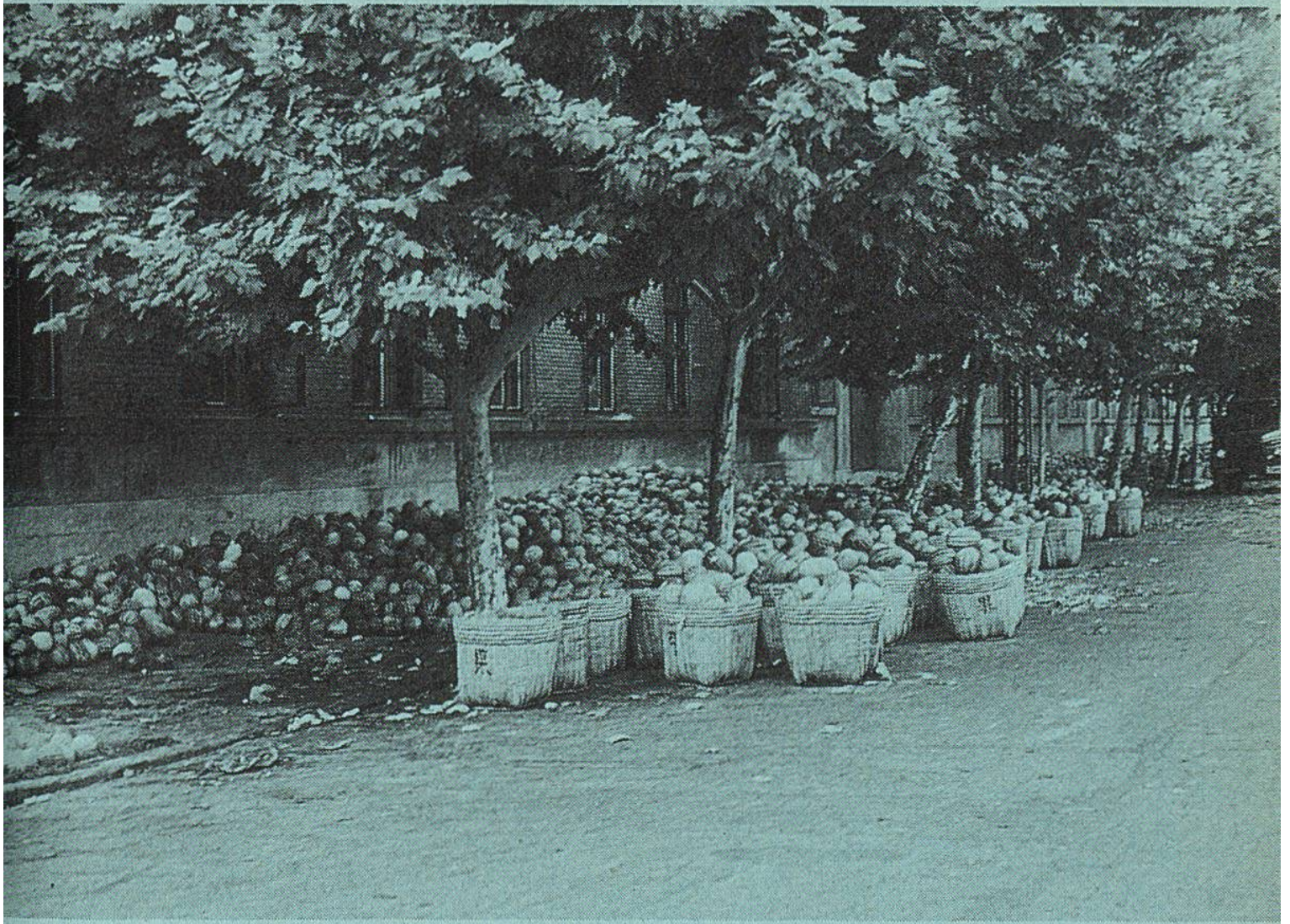
weniger Körner verloren, und es wird natürlich Zeit eingespart. Die Maschinen sind einfach konstruiert und werden zum Teil sogar von Schülern bedient. Sobald das Dreschen fertig ist und Körner und Stroh abtransportiert sind, werden die Felder, sofern es das Klima erlaubt, für den neuen Anbau vorbereitet.



Schweinehirt

Kaum in einem anderen Lande hat das Schwein eine solche Bedeutung wie in China. Und seit Mao Tse-tung schrieb, «Pro Mu ($\frac{1}{15}$ Hektare) landwirtschaftlichen Bodens sollte mindestens ein Schwein vorhanden sein», hat die Schweinezucht in den Volkskommunen gewaltig zugenommen. Schweinefleisch spielt neben Geflügel auf der chinesischen Speisekarte eine grosse Rolle. Zudem wird der Schweinemist sorgfältig gesammelt und auf die Felder geleitet. Vielfach werden die Tiere in besonderen Betrieben in grösseren Mengen grossgezogen und

dann in die Schlächtereien geliefert. Daneben existiert noch immer der Schweinehirt, der seine Herde entlang von Strassen und Bahngleisen herumführt. Hinzu kommen die vielen Bauern, die privat, neben einem kleinen Stück Ackerland, noch ein Schwein und ein paar Hühner halten dürfen.



800 Millionen wollen essen

China ist berüchtigt durch seine Hungersnöte, die oft viele Millionen Menschen hinweggerafft haben. Seit der Regierung Mao Tse-tungs ist das besser geworden. Aber immer noch besteht das grosse Problem, 800 Millionen Menschen mit genügend Nahrungsmitteln versorgen zu können.

Melonenmarkt

Neben Reis und Fisch essen die Chinesen viel Gemüse, das sie recht schmackhaft zubereiten können. Es kostet wenig (ein Kilogramm je nach Jahreszeit etwa 5 bis 50 Rappen) und verbilligt die Lebenshaltung ganz enorm. In den Kommunen werden die verschiedenen Gemüsesorten, die im Süden des Landes noch reichhaltiger als bei uns sind, auf dem Privatland gewonnen. In den Städten werden die bäuerlichen, privaten und staatlichen Überschüsse auf preislich kontrollierten Märkten jeden Morgen zum Kauf angeboten.



Tee in Hangchow

Der Tee, der in China schon sehr viel länger als in Indien bekannt ist, war ursprünglich nur ein Genussmittel für die oberen Klassen. Doch schon während der Tang-Dynastie (618–906), und seither immer mehr, wurde der grüne chinesische Tee zum dominierenden Volksgetränk. Jung und alt, arm und reich trinken ihn mit der gleichen Selbstverständlichkeit. Der eintretende Gast wird sofort mit Tee bewirtet. In jedem Hotelzimmer gehören Geräte zur Teezubereitung zum üblichen Inventar. Für den Anbau bevorzugt der Tee die warmen, gut be-

regneten Abhänge südlich des Jantsekiang. Dort wird er in riesigen Plantagen gewonnen, je südlicher, desto häufiger, bis zu Intervallen von wenigen Wochen. Geerntet werden nur die Blattspitzen. Um diese besser gewinnen zu können, werden die Teesträucher zugeschnitten und in Reihen angepflanzt. Für die Ernte eignen sich besonders Frauen und Mädchen.



Fischfang in Wushi

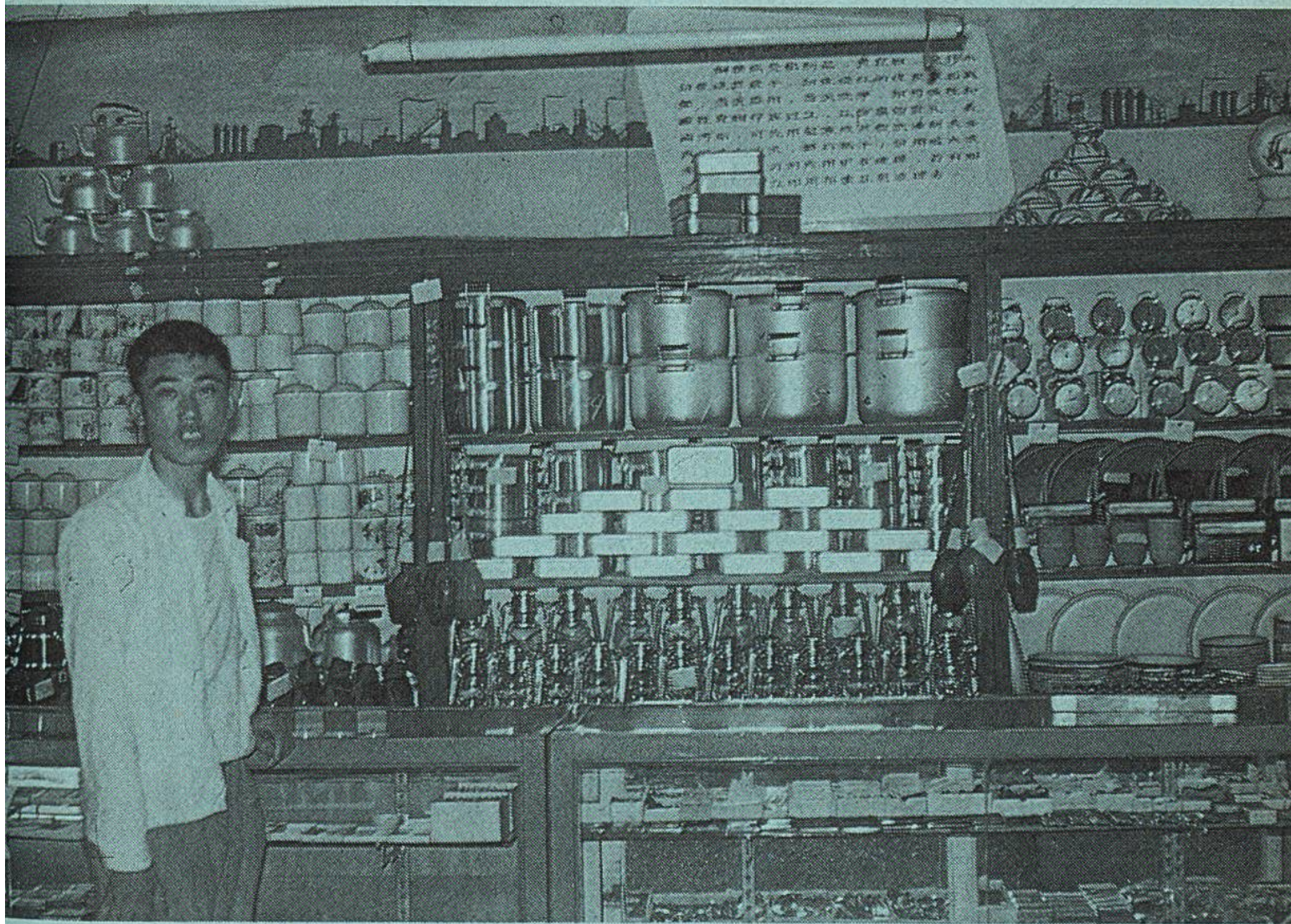
Die Produktionsbrigade (Unterabteilung einer Volkskommune) Ho La in Wushi betreibt, wie viele andere, neben der Landwirtschaft auch Fischerei. Das war schon zur Zeit der Grossgrundbesitzer so. Aber seit der Befreiung vor ungefähr 30 Jahren hat sich die Fischanlage stark vergrössert. In künstlich ausgehobenen Teichen von 80 Metern im Quadrat und 4 Metern Tiefe werden etwa sieben verschiedene Sorten gehalten, meist Barben und andere gröbere Speisefische. Sie werden vor allem mit gemahlenen Sojabohnen gefüttert. Viermal im Jahr

wird gefischt. Mit Hilfe von Booten zieht man ein grosses, bis an den Boden reichendes Netz durch das Bassin. Immer mehr Tiere sammeln sich darin, bis es zuletzt von Fischen wimmelt. Diese werden rasch nach Arten aussortiert. Nachdem man eine gewisse Menge für den Eigenverbrauch zurückbehalten hat, wird der grössere Teil der übrigen Volksgemeinschaft zur Verfügung gestellt.



Ein guter Fang

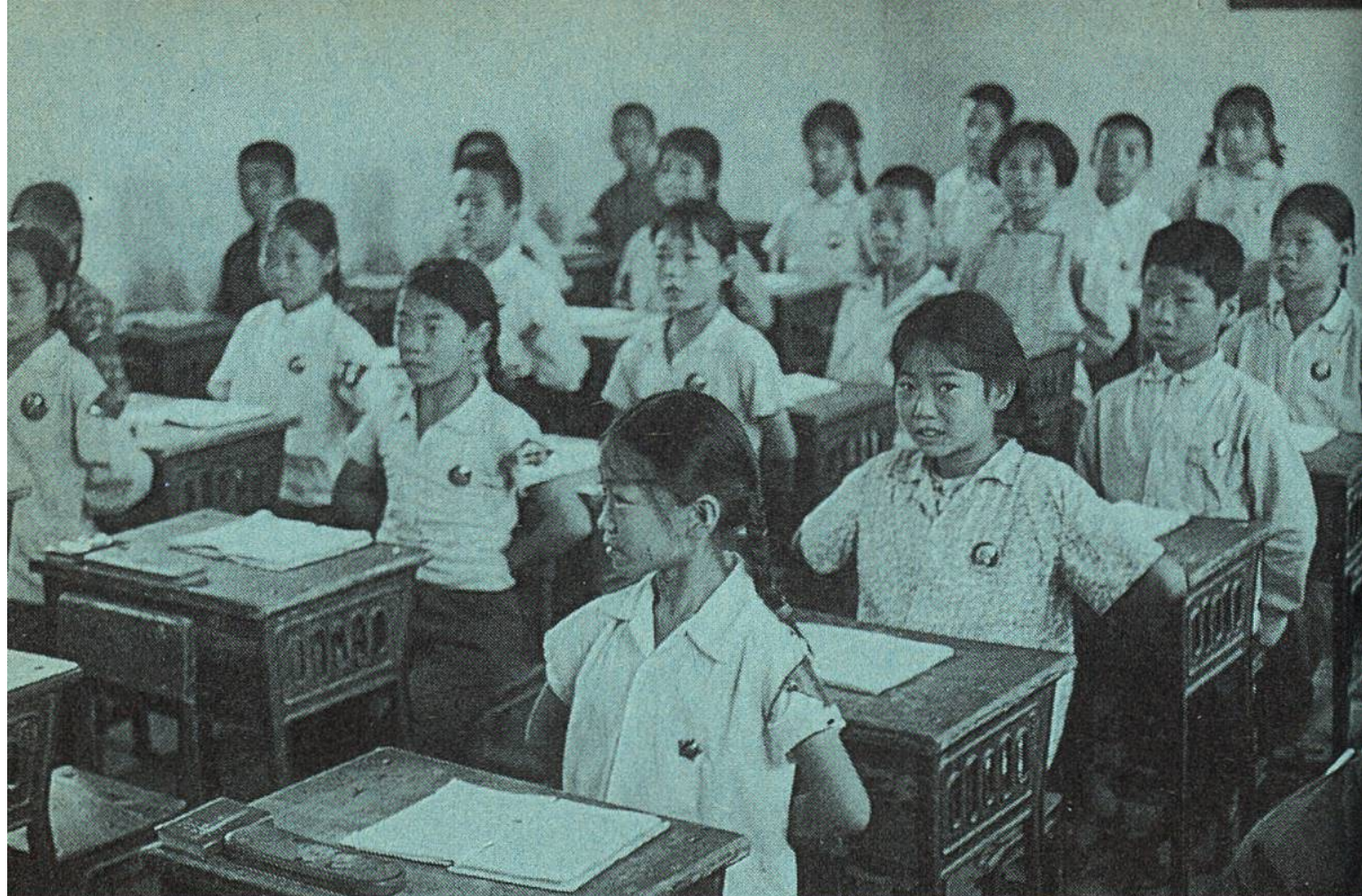
Bei einer so fleissigen Ernte werden die Fische natürlich nicht allzu gross. Warum denn dieser mächtige Kerl? Schon beim Fischen fiel uns auf, dass die Beteiligten gespannt auf etwas warteten und, als es noch immer nicht eintraf, recht unruhig wurden. Doch dann kam er zum Vorschein, unser Prachtskerl, ganz am Boden des Netzes. Als wir ihn gebührend bestaunt und fotografiert hatten und das Bassin verliessen, stellte ein Besucher beim Zurückschauen gerade noch fest, wie der grosse Fisch wieder ausgesetzt wurde – für eine weitere Attraktion. Warum auch nicht?



In einem Kommuneladen

Das oberste Prinzip einer Kommune heisst Selbstversorgung. Nun – die Chinesen sind ja bekanntlich anspruchslose Leute. Und da das Monatsgehalt eines Kommunemitgliedes nur etwa 80 bis 130 Franken beträgt, ist die Nachfrage nach Konsumgütern beschränkt. Es wäre aber ganz falsch, anzunehmen, die Chinesen hätten keine Gelegenheit, ihr Geld auszugeben. Ganz im Gegenteil! Der Fremde kommt nicht aus dem Staunen heraus, was alles angeboten wird, nicht nur in den grossen Warenhäusern der Städte, sondern auch auf dem abgelegenen Lande. In diesem

Kommuneladen einer Brigade (etwa Grösse eines Dorfes), von dem das Bild nur einen kleinen Ausschnitt zeigt, sollen etwa 4000 verschiedene Waren vorhanden sein: Kleider, Schuhe, Haushaltartikel, Uhren, Musikinstrumente und -apparate, Schreibwaren usw. Da die Chinesen nicht allzuviel kaufen können, vermag das Angebot die Nachfrage mit Leichtigkeit zu befriedigen.

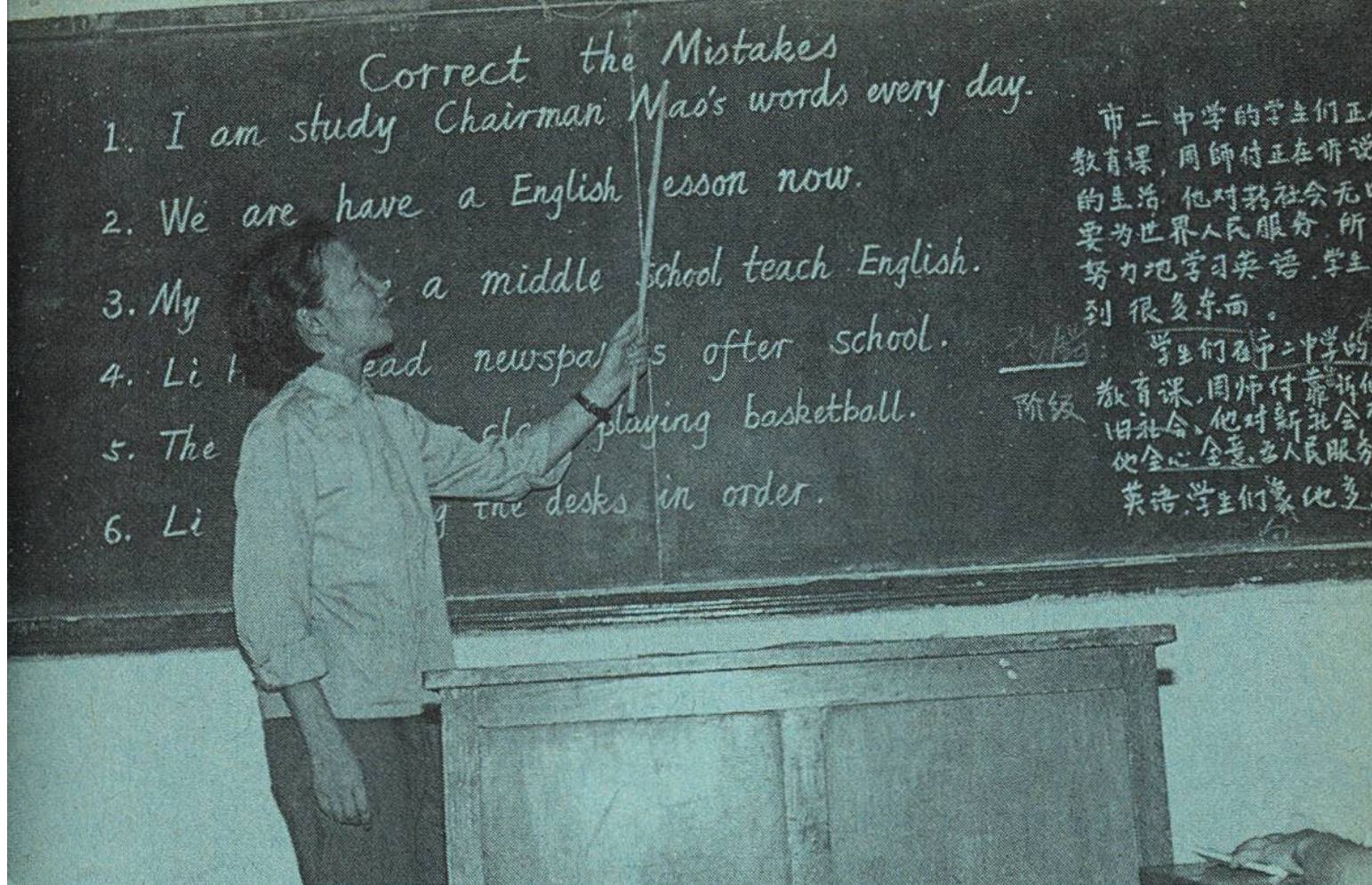


Immer weniger Analphabeten

Seit der kommunistischen Machtergreifung haben vor allem die Volks- und Mittelschulen gewaltige Erfolge zu verzeichnen. Vom siebenten Lebensjahr an ist jedes normale chinesische Kind schulpflichtig. Das erforderte einen gewaltigen Aufwand an Lehrpersonal und Räumlichkeiten.

In einer dritten Klasse

Es war mitten in den Sommerferien, als wir diese Schule besuchten. Trotzdem waren die Schüler da. Nicht wegen uns. In dieser Kommune wird in jeder Ferienwoche ein Repetitionstag eingeschaltet; denn die Schüler müssen vor allem für das Schreiben und Lesen (etwa 2000 schwere Zeichen) sehr viel Zeit aufwenden. Zimmer und Bänke waren spartanisch einfach, aber die 30 Buben und Mädchen sauber gekleidet und gut frisiert. Alle trugen eine Brosche mit dem Kopf Maos auf der Brust. Das Rote Büchlein, das früher überall auflag, ist inzwischen verschwunden. Geblieben sind der Lerneifer und der frische Geist, der dem Besucher aus diesen einfachen Räumen entgegentritt.



Englischunterricht

Die Chinesen sind ein wissbegieriges Volk, auch für fremde Sprachen. Bis zum Bruch mit Russland im Jahre 1960 wurde fast nur Russisch gelehrt. Seither ist Englisch an seine Stelle getreten. Ein grosser Teil des Lerntextes ist der kommunistischen Gedankenwelt entnommen, mit der die Schüler seit der Kindergartenzeit bekannt gemacht werden. Hier hat die Lehrerin eine besondere Übung vorbereitet. «Correct the Mistakes» (korrigiere die Fehler), heisst es in der Überschrift. Wer findet solche? Auf der rechten Seite der Tafel sind die komplizierten chinesischen Schriftzeichen zu erkennen. In den unteren Klassen unterrichten meist jüngere Männer und Frauen, hin und wieder ein Arbeiter oder ein

ausgedienter Bauer. In der Mittelschule sind es besser ausgebildete Lehrkräfte. Auf den Universitäten findet der Fremdsprachenunterricht während etwa fünf Semestern seine intensive Fortsetzung, wobei vor allem Dolmetscher in verschiedenen Sprachen für die Führung der immer zahlreicher werdenden Chinabesucher ausgebildet werden.



Der gemütliche Teil

Nach jedem Schulbesuch, der normalerweise gut vorbereitet wird und bei dem die Schüler sehr fleissig mitgemacht haben, folgt der gemütliche Teil mit Theateraufführungen oder musikalischen Darbietungen. Und da muss man einfach staunen, mit welcher Unbefangenheit und Begeisterung die Schüler ihr Können zeigen. Die Lehrerschaft tritt dabei ganz in den Hintergrund, hört zu oder spielt im Orchester mit, während ein Schüler ein Solo spricht oder gar am Dirigentenpult steht. Dabei zeigen sich zum Teil schon ganz grosse Talente. Es

werden «westliche» Instrumente, vor allem Violine, Klavier und Flöte, verwendet, daneben aber auch unbekanntere Streich- und Schlaginstrumente. Immer aber wird viel gesungen, einzeln und im Chor. Die Kinder mit den roten Krawatten sind «Pioniere». Das sind Schüler zwischen 7 und 16 Jahren, die sorgfältig ausgewählt und besonders ausgebildet werden, um die Ideen Mao Tse-tungs unter ihren Kameraden und wo überall möglich zu verbreiten.



Schüler als Gänsehirt

Nur etwa 70 Prozent der Schulzeit dienen dem eigentlichen Unterricht. Daneben berichten Arbeiter, Bauern und Soldaten von ihrem Beruf. Man betreibt Politik, Marx-, Engels-, Lenin-Studien, macht Klassensitzungen und Schulversammlungen. Aber nicht genug damit. Drei bis vier Wochen pro Semester müssen die Schüler praktisch arbeiten, in einer Kommune, Fabrik oder, wenn sie älter sind, beim Militär. Oft sind solche Betriebe direkt der Schule angeschlossen. Dabei werden die einzelnen Arbeitsplätze fleissig gewechselt, damit jeder Schüler

möglichst viel lernen kann. Diese Schülerin ist gerade auf einer Kommune als Gänsehirtin eingesetzt. Jeden Tag treibt sie ihre folgsame Herde in eine Wiese oder einen Teich. Morgen wird sie vielleicht schon in einer Fabrik arbeiten, oder sie muss wieder zur Schule.

Wenn wir uns all das Geschaute und Gelesene reiflich überlegen, so kommen wir sicher zum Schluss: China ist anders.

Hans Bernhard